



SVENJA LEIBER

KAZIMIRA

ROMAN

SUHRKAMP

SV

Svenja Leiber
KAZIMIRA

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2021

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43006-4

KAZIMIRA

»Lebewesen sind in energetischer und entropischer Hinsicht
sehr unwahrscheinliche Gebilde.«
Strasburger Lehrbuch der Botanik

Sie steht am Ufer, die Wellen lecken ihr die Füße, der müde gewordene Sturm zerrt noch an ihr. Sie ist jung, siebzehn, achtzehn Horizonte. Ihr Haar ist nass, schwer wie Tang. Die See rollt. Das ist nicht das Meer, das sind, so weit das Auge reicht, Gewalten. Sie weiß es, und sie wartet. Wartet. Wartet. Denn dieser Trog voll Zeit, gespeist vom Leben des Festlandes, lässt seine Wasser im Gedächtnis graben. Dann und wann schwimmen sie einen Fund ans Ufer, und sie greift nach ihm und tut ihn in ihren Beutel.

Teil I Blaue Erde

Jantarnyj, 2012

Es wird heißen, eine Grube ist stumm, eine Grube spricht nicht, eine Grube ist eine Grube. Wenn du Stimmen hörst, lass das Trinken sein.

Aber Nadja Wladimirowna Semjonowa hat nicht getrunken. Sie hat, auf dem Weg zur Arbeit, oberhalb des Tagebaus, wo der Boden ohne Übergang steil abfällt, etwas gehört. Als habe die Landschaft die Stille für einen Moment durchbrochen, das Schweigen einen Spalt breit geöffnet. Und ist nicht irgendeine Landschaft. Seit Jahrzehnten herrscht Frieden, aber diese Landschaft sieht aus, als sei der Krieg dort erfunden worden: umgeben von zitterndem Jungwald eine riesige Wunde, klaffend, in Stufen und Wege gegliedert, ausgeschabt, ein unglaubliches Nebeneinander von Staub und Schlamm, wie es nur die Verlassenheit der toten Welt zustande bringt. Auf dem letzten Absatz vor der Grubensohle steht, zwischen rostigen Rohren und nachlässig verlegten Laufplanken, ein Seilbagger, früher einmal ihr Arbeitsplatz. Aber das ist Jahre her.

Nadja Semjonowa hält die Hand ihrer Tochter und lässt den Blick über den Tagebau schweifen.

»Hast du es gehört?« Sie flüstert. Das Mädchen schaut zu ihr hoch. Es sieht aus wie sie, nur kleiner, eine rote Haarwolke ums Gesicht. Es schüttelt den Kopf. Es hat nichts gehört. Es hat auch keine Angst. Nur die Mamutschka hat manchmal Angst.

Nadja blickt sich noch einmal um. Würde sie rufen, würde sie hier niemand hören. Kein Mensch da unten, keiner im Hinter-

land. Schnell geht sie weiter, läuft den Trampelpfad Richtung Straße und zieht das Kind mit sich.

Sie befinden sich im Gebiet Kaliningrad, einige hundert Meter östlich des Ortes Jantarnyj. *Bernstein* heißt das oder *bernsteimern*. Als wäre dort alles aus dem einen Stoff. Dabei ist das meiste aus Beton und wohl, was man woanders gottverlassen nennt.

Es ist ein Samstag im Herbst. Grau und regenschwer hängt der Himmel über der erschöpften Gegend. Nadja hält mit der Linken den Mantelkragen zusammen.

Die Leute haben viel von diesen Dingen geredet. Sie hat es nie wissen wollen. Jetzt legt es sich ihr um den Nacken. *Wie ein Raunen*, wird sie später sagen. Man müsste das Wort *Raunen* nur durch ein anderes ersetzen, eins, das noch zu finden wäre. Aber es war etwas.

Das ehemalige Bernsteinkombinat von Jantarnyj läuft schlecht. Früher haben sie mal achthundert Tonnen Rohbernstein jährlich da rausgeholt. Vor einigen Jahren dann Insolvenz. Man schmiss die Hälfte der Arbeiter raus, und den Rest sortierte man nach Geschlecht: Die Männer blieben im Tagebau, an den großen Maschinen, wie Nadjas Kollege Anatolij Michailowitsch, die Frauen sollten in die Verarbeitung oder in den Vertrieb. Nadja wäre lieber bei den Maschinen geblieben. Auf dem alten Seilbagger, der ihr gehorchte wie ein Hündchen. Aber es hieß, sie habe Glück, dass sie im sauberen Pavillon Schmuck verkaufen dürfe. *Glück*, hatte sie gespottet und hätte dabei fast geweint. Anatolij übernahm den Seilbagger. Das Kombinat wurde ein Unternehmen, wurde umbenannt, mit ein paar Millionen Rubel geflickt, modernisiert, wird jetzt mit Kameras überwacht, hat aber das alte Problem: Es liegen Unmengen Rohbernstein eingelagert, es fehlt die Nachfrage, das Zeug ist aus der Mode. So ist das mit Moden, hatte Nadja gedacht. Hoffentlich kommt nicht irgendwann der Mensch aus der Mode.

Im Gehen sucht sie nach den Zigaretten in der Tasche. Sie muss nur wissen, dass dort welche sind. Sie wendet den Blick kurz zu ihrer Tochter. Dann raucht sie doch. Verzeih, Ika, denkt sie. Der Kragen weht ihr auf, der feuchte Wind dringt in den Mantel ein. Vor ihnen werden die ersten Häuser sichtbar, marode Plattenbauten, eine Tankstelle, das zum Bordell umfunktionierte Werkstattgebäude, bei dem ein paar Soldaten herumstehen.

Die Frauen sind kaum wach, da sollen sie schon, denkt Nadja und läuft, die kleine Ika jetzt auf dem Arm, am Rand der Straße entlang, die Betonnixe im Blick, die, in steinernen Wellen gefangen, als Wahrzeichen am Ortseingang thront. Ein besserer Gott wird einst alle Frauen als Nixen zur Erde schicken, mit zusammengewachsenen Beinen. Nadja nimmt einen tiefen Zug, hustet. Der Rauch weht Ika ins Gesicht. Sie wedelt mit der Hand, als würde sie winken. Die Soldaten sehen herüber, einer pfeift, Nadja starrt geradeaus, ihr ist schlecht, sie drückt das Kind fester an sich, wirft die Kippe in den Straßengraben.

Es hält sie nicht viel an diesem Ort, auch wenn sie hier geboren ist. Ihre Vorfahren kamen erst nach dem Großen Vaterländischen Krieg, die Mutter, eine hungrige Halbweise, mit einem Umsiedlerzug Witwen, Plan der Politabteilung. Sie erhielten ein verlassenes Haus, ein Stück Land, etwas Geld, Steuererlass – die Gegend bedeutete ihnen nichts. Weder Kaliningrad noch Jantarnyj noch das deutsche Backsteinhaus am Rand des Tagebaus, in dem Nadja und Ika noch immer leben, bis das Haus weg ist. Und das wird bald sein, es wird abrutschen, von der Grube verschluckt werden.

Auch Nadja bewohnt die Landschaft also eher provisorisch, und obwohl sie noch nicht alt ist, hat sie das Gefühl, wie das Haus, am Ende von etwas zu stehen, nicht am Anfang. Letztlich, denkt sie, läuft alles in Jantarnyj auf die Grube hinaus, auf ein Loch.

*

Das erste Loch sticht hunderteinundvierzig Jahre früher der Instmann Roganzky. Er hat eine Ahnung, schleppt eine Leiter aufs Feld, gräbt und hofft auf etwas in der Tiefe des Ackers.

Die Leiter hat fünfzehn Sprossen. Sie führt nicht rauf, nur runter. Steckt im Gutsacker am Weststrand, oberhalb des Steilufers, 54° nördliche Breite, 19° östliche Länge, beinahe Baltikum und an die vierzig Meter über dem Meer. Die Holme ragen etwas aus dem Boden, im Morgenlicht gerade erst sichtbar.

Da hat Roganzky vielleicht was gefunden, oder ihn hat was abgeschreckt. Etwas zu eilig läuft er plötzlich übers Feld. Am Feldrand, in einigem Abstand, läuft ein Zweiter, ein Gendarm, nicht ganz sicher auf den Beinen, aber geübt im Gebrauch eines Zündnadelgewehres. Ruft den Mann an diesem Märzorgen 1871, zivile Kontrolle, will die üblichen Fragen stellen, und aus Angst kehrt sich Roganzky auch zu ihm um und lässt ihn näher kommen. Aber anstatt sich auszuweisen oder auch nur seinen Namen zu nennen, wird er gleich grob. Die Verzweiflung. Einmal was gefunden. Da muss ihn der Gendarm also disziplinieren, worauf Roganzky eine Kehrtwende macht und über den Acker davonrennt. Der Gendarm folgt, jetzt sogar fast behände auf dem unebenen Boden. Hat den Mann im Blick, denn es ist inzwischen hell, und die Landschaft da oben ist übersichtlich wie ein Richtertisch. Hat ihn also fest im Blick, bis dieser Roganzky plötzlich, ohne Vorwarnung, von einem Moment auf den anderen, weg ist.

Der Gendarm steht still wie einer, der sich sammeln muss. Er spuckt aus, geht vorsichtig weiter. Seenebel und anderes will ihn dort anwehen – er ist erst seit kurzem in die Gegend versetzt. Er fasst sich nach der fliegenden Brust, wo sich im Mantel, einmal gefaltet, ein Blatt befindet. Ein Militärehrenblatt, mit Adlern, Totenköpfen, Siegesengeln und einem von Bajonetten, Messern und Kanonen umkränzten Kaiser bemalt, ein Gewaltporträt in Taschenformat. Er hätte nicht stehen bleiben sollen. Da schlägt

der eigene Lärm plötzlich in Stille um oder umgekehrt. Überall vermutet man was, die Sinne scheinen einen Sprung zu tun.

Dabei ist nur dieser Roganzky gesprungen, und zwar das Steilufer runter zum Strand, unter Lebensgefahr, aber das ist vom einsamen Standpunkt des Gendarmen aus nicht zu sehen. Das Ende des Ackers erscheint ihm wie der Horizont. Nichts deutet darauf hin, dass dahinter die Welt weitergeht, nur eben eine gewaltige Stufe tiefer. Der verwirrte Gendarm stolpert quer übers Land und fällt schließlich, ein Stück weiter links, beinahe über die Leiterholme.

»So ein Moldworm«, sagt er leise, denn nun findet er gleich das ganze Vergehen: unerlaubte Grabung nach Bernstein. Und unerlaubt heißt: verboten. Das hier ist Preußen, da wird nicht einfach gebuddelt. Schon steht er auf der Leiter, dienstlich, und steigt Sprosse um Sprosse hinab.

Es reicht kein Licht in das Loch, darum sieht er nicht, wie die Wände, am Grund längst unterspült, schon über sich hinaustreten. Der nasse Flugsand, darunter Diluvium, dann Glimmersand. Vollgesogen mit eisigem Wasser, hält das Ganze nur noch gerade so, um dann, mit wenig Geräusch, einzubrechen. Der Gendarm hat kaum Zeit, sein Gesicht zu schützen. Er bleibt dort unten, das Militärehrenblatt von Muttererde ans Herz gedrückt. Ein menschlicher Einschluss, nur nicht in Harz, sondern in Schlamm.

Roganzky läuft indes unversehrt am Strand entlang, dann wieder hoch aufs Land und einen Weg bis zu den Gebäuden des Gutes, wo er eine Unterredung mit seinem Herrn hat.

Spät am Abend verlässt er auf einem Pferd das Gut und nimmt den Weg in Richtung Osten zum Haff und auf die Nehrung.

Er wird zwei Tage reiten.

*

Die Hütte auf der Nehrung hat keinen Schornstein. Sie ist außen grau und innen schwarz vom Rauch. Es ist fast dunkel darin. Im Gebälk hängen Aale, wie schwere Zöpfe, schimmern ölig im Dämmerlicht. Darunter Tisch und Bank, ein paar Dinge, die gebraucht werden, ein Topf, eine Schlafstatt. Ein bewohntes Rauchhaus also, in schlechtem Zustand.

Kazimira, geborene Morautene, mit der schmalhüftigen Statur eines großen Jungen, zieht die Hüttentür zu. Nach einer Sturmnacht war sie am Morgen zuerst am Meer, drüben an der Westseite. Sie hat den angeschwemmten Strandsegen aus dem Sand gesammelt und eingesteckt, obwohl das verboten ist. Zwischen Rock und Schürze trägt sie ein halbes Kilo Bernstein bei sich, geht zum Tisch, legt den Beutel ab und setzt sich breitbeinig auf die Bank an der Wand. Sie nimmt das vom Salzwasser klebrige Haar über die Schulter, bindet es neu und wendet erst jetzt den Blick dem Mann zu, mit dem sie hier wohnt.

Antas sitzt beim Fenster und schnitzt. Drei Schnitte, Pause, drei Schnitte, wie ein Walzer, nur langsamer. Wenn er nicht schnitzt, sitzt er an der Drehbank, treibt mit dem wippenden Fußbrett das Rad und den Riemen an und dreht Perlen. Er ist dreißig Jahre alt, sein Rücken ist schon krumm, die Beine waren es immer.

Kazimira wartet. Hat es nicht eilig, zählt Fliegen, wartet. Aber er sieht und sieht nicht auf, versunken, wie meistens. Ein schweigsamer Mensch, wie ein Baum, dem das Rauschen seiner Krone schon genügt.

»Antas«, sagt sie schließlich, ihre Stimme ist rau, und sie betont das zweite A. »Hab einen Guten.« Sie beugt sich vor, greift in den Beutel, in dem es noch dunkler ist als in der Hütte, ihre Hände, wie mit Augen zwischen den Steinen. Sie hält noch einmal inne, sieht dabei wieder Antas an, der tatsächlich aus dem Takt kommt, und fragt: »Was gibt dafür?«

Antas hustet: »Was wünschst dir denn?«

»Kein Kind«, sagt sie.

»Ein Kind?« Wieder hustet Antas.

»*Kein* Kind.«

Jetzt schaut er auf. »Jede Frau mecht ein Kind.«

»Ich nich.«

Das Frühjahr beginnt gerade erst. Antas schnitzt aus Bernstein einen Bauern. Neben ihm auf dem Schachbrett, auf das Kazimira jetzt ihren Fund legt, größer als ihre Hand, stehen schon die übrigen Figuren. Nur der letzte Bauer fehlt noch. Er wandert Antas durch die Finger wie ein paar Gedanken durch seinen Kopf. Warum will sie denn kein Kind?

Wenn er vom Nachtfang zurück ist, den er für ein zusätzliches Geld betreibt, freut er sich auf Kazimira. Die Mittage da draußen – nirgendwo sonst ein Mensch, nur er und die Kaz, aufgezogen von ihrer Ahne Morautene, einer verwitterten alten Prußin, wie diese nicht getauft, in kein Kirchenbuch eingetragen, als gäbe es sie gar nicht, von den Dorfkindern mit Dreck beworfen (zu eigenartig), von den Dorffrauen verjagt (zu schön), war bei der Familie Hirschberg in Schwarzort im Dienst, als er sie fand und mitnahm. Geht seitdem mit ihm durch jedes Wetter, mit einer eigentümlichen Treue, findet ihm die besten Steine, hilft ihm beim Lichten der Netze, und irgendwann gehen sie ins Haus, raus aus dem Wind, der Geruch von warmem Holz und Rauchfisch, Kazimiras Blick, jetzt nichts sagen, nicht stören.

Oder im Herbst, wenn die Unwetter kommen, die Wolken, knapp überm Haff, und die Zugvögel mit ihrem Rufen, und nur zwei Menschen zwischen all dem Element –

Aber ein Kind will sie nicht?

Was genau Kazimira will, weiß sie noch nicht. Sie hat allerdings auch keine große Wahl. Denn obwohl Antas Damerau der beste Dreher in der Gegend ist, besitzen sie nur den kleinen Kahn und

die Hütte, abseits vom nächsten Fischerdorf, überhaupt so weit abseits, dass nicht nur der Weg zu ihnen, sondern schon die Beschreibung dieses Weges müde macht. Mehr hat der alte Dame-
rau seinem Sohn nicht hinterlassen, als er starb. Bernstein durfte der Alte auch schon nicht sammeln, so wenig wie Antas und Kazimira, denn sie zahlen keine Pacht. Wenigstens müssen sie keinen Strandeid mehr an die Grundherren schwören, um überhaupt über den Sand und mit dem Kahn aufs Wasser zu dürfen. Und wer also über den Sand läuft, seinen Kahn über den Ufer-
saum und durch die Brandung schiebt oder bei Nacht draußen bleibt, den Zugsack für die Aale im Schlepp, fernab der Flottille der Keitelkähne, und wer dabei ins flache Wasser sieht, mit einer Laterne vielleicht – der findet. Und weil sie nicht geschworen haben und weil sie fernab sind, tun sie das Gefundene beiseite. Und wenn der Winter kommt und der Kahn ruht, dann werden aus dem Gefundenen Figuren, durchscheinend, leicht und warm in der Hand, als trügen sie in sich die Reste uralter Sommer. Und diese Figuren wandern, wenn Antas und die Kaz ein paar Partien gespielt haben, in einer Kiste mit Räucheraalen zum Herrn Hirschberg, Bernsteinhändler in Schwarzort, der sie mitsamt den Aalen ankauft.

Eigentlich lässt Hirschberg selbst den Bernstein seit Jahren aus dem Haff holen. Am Anfang war er nur ein armer Mensch aus Danzig, der nichts weiter bei sich trug als einen Bauchladen und Ideen. Er half für eine Weile beim Gastwirt in Schwarzort aus, stand jeden Morgen vor den anderen auf, beschwerte sich nie, überhörte jeden Spott, begann im flachen Haff, nach Bernstein zu suchen, und war so über die Jahre ein bisschen was geworden. Jeden Tag kann man jetzt seine schwimmenden dampfbetriebenen Kettenbagger sehen, die den Grund des Haffs ausschaufeln. Hirschberg hält dabei auf private Kosten die Fahrinne frei und ist, auf eigenes Risiko, der offizielle Pächter der Bernsteinewin-

nung beim Staat. Antas müsste also alle Steine, die Kazimira sammelt und er selbst findet, bei ihm abgeben. Aber die Schnitzereien gefallen Hirschberg so gut, dass er es hingehen lässt und sogar Geld für seinen eigenen Bernstein bezahlt.

*

Schwarzort, 1871

»Am Weststrand haben sie einen vermissten Gendarmen im Acker gefunden«, sagt Hirschberg, als er Tage später Antas das Geld für Fisch und Figuren in die Hand zählt. »Weißt du davon?«

»Wie Gendarm in Acker gelangt?« Antas tut ahnungslos. Aber Hirschberg lässt nicht locker: »Erst finden die einen Gendarmen im Boden, und dann graben die den Acker um, als gäbe es da noch mehr als nur verschüttete Gendarmerie.« Er sieht Antas aufmerksam an. Aber der legt nur den Finger an die Mütze: »Von einem Gendarmen weiß ich nich«, und Kazimira und er brechen auf.

Sie fahren im Windschatten des Kiefernwaldes heim. Pferd und Wagen sind geliehen. Zu Haus in der Hütte ist es warm. Antas setzt sich und raucht. Dann hält er Kazimira die Pfeife hin. Sie tut einen Zug, setzt sich auf seinen Schoß, lehnt den Kopf zurück und bläst den Rauch zum Dachstuhl hinauf.

»Und warum kein Kind?« Antas hat ihre helle Kehle vor sich.

»Bin keine Mutter.«

»Bisher wohl nich.«

»Werde auch keine sein.«

»Wirst es lernen.«

»Ich will es gar nich lernen.«

Antas nimmt ihr die Pfeife ab und tut selbst noch einen Zug.
»Und was willst du dann?«

»Drehen lernen, wie du.«

»Das sind schon zwei Wünsche.« Antas fasst sie beim Zopf.